

P



HELENA  
BAROP

# DER GROSSE RAUSCH

Warum Drogen  
kriminalisiert werden.  
Eine globale Geschichte  
vom 19. Jahrhundert  
bis heute

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2023  
unter dem Titel »Der große Rausch«  
bei Siedler, München.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich  
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Pantheon-Ausgabe April 2026

Copyright © 2026 by Helena Barop

Copyright © 2026 by Pantheon Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagabbildung: © csphoto / Getty Images

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55530-9

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

# INHALT

**Bröckelnde Drogenverbote** 9

## **1 Vom Heilmittel zum Rauschgift**

Dichte Dichter: Wie die Romantik den Rausch  
neu entdeckte 21

Heroin, Coca-Cola, Aspirin:  
Die wilde Suche nach neuen Wirkstoffen 25

## **2 Vom Rauschgift zur Sünde**

Die Angst vor der Opiumhöhle: Drogenverbote  
als Folge von antichinesischem Rassismus 34

Sucht und Sühne: Wie Drogen in moralischen  
Verruf gerieten 42

## **3 Von der Sünde zum Verbot**

Der Missionar von Manila:  
Wie Opium ein Thema der Weltpolitik wurde 53

Gute Drogen, böse Drogen:  
Die Geburtsstunde der Prohibition 63

## 4 Vom Verbot zum Verbrechen

Die Erfindung der Nüchternheit: Wie die Alkoholprohibition Drogenverbote und ihre Missachtung selbstverständlich machte	76
Verschärfte Gesetze und ein neuer Chef: Drogenpolitik im Schatten der Alkoholprohibition	83

## 5 Vom Verbrechen in die Panik

Guter Hanf und böses Haschisch: Warum Cannabis verboten wurde	90
Reefer Madness: Anslingers erste Angstkampagne und das amerikanische Verbot von Marihuana	95
Junkie oder Wirkstoff: Wer ist schuld?	103
Kefauver-Fieber: Wie mit Anslingers Hilfe vor laufender Kamera die Mafia erfunden wurde	107
Mafia-Mythen: Wie die Angst vor der Drogenmafia die Prohibition stabilisierte	113

## 6 Von der Panik zum Protest

Konsens und Konsum: Anpassungszwänge in der Vorstadtgemeinschaft der Fünfzigerjahre	123
Beat: Rauschhafte Rebellion der Poeten	128

## 7 Vom Medikament zur Erleuchtung

Psychedelische Medikamente: Die Entdeckung von LSD und Co.	136
Die große Bepflanzung: Timothy Leary und die psychedelische Revolution	145

## 8 Von Protest und Erleuchtung in die Krise

Drop out, Hippies! Drogen als Symbol und Instrument der Revolte	156
Armut, Ausgrenzung, Abhängigkeit: Die Heroinkrise in den afroamerikanischen »Ghettos«	164
Backlash: Das Ende der psychedelischen Hoffnungen	172

## 9 Von der Krise in den Drogenkrieg

Richard Nixon: Drogen als politischer Joker	179
Böse, böser, Schedule I: Wie Nixon die Drogen neu sortierte	184
High im Dschungel: Der Drogenkonsum der Vietnamsoldaten	191
<i>War on Drugs</i> : Warum Nixon Drogen den Krieg erklärte	198

## 10 Von Amerika nach Deutschland (und in fast alle Welt)

Opiumgesetz ohne Drogenproblem: Der Import der Prohibition nach Deutschland	208
Neue, erste deutsche Welle: Westdeutscher Drogenkonsum seit den Sechzigerjahren	213
Betäubungsmittelgesetz: Die Bundestagsdebatte um ein deutsches Drogengesetz nach amerikanischem Vorbild	219
Mythen, Märchen und Gerüchte: Die verdrehten Grundannahmen der westdeutschen Drogenpolitik	225
Die »Heroinwelle«: Wie das Zerrbild des deutschen Junkies entstand	231

Endstation Bahnhof Zoo:  
Westdeutschland gewöhnt sich an eine Drogenpolitik  
der Ausgrenzung und Desinformation 235

Export der Prohibition:  
Amerikanische Drogenpolitik als Außenpolitik 242

## 11 Vom Drogenkrieg in die Sackgasse

Kollateralschäden: Die verheerenden Nebenwirkungen  
des *War on Drugs* 249

Gegenbewegungen: Alternative Drogenpolitik  
und ihre Folgen 255

Kann das weg? 263

Über dieses Buch 284

Dank 285

Personenregister 286

Substanzregister 289

Literaturverzeichnis 291

Anmerkungen 301

## BRÖCKELNDE DROGENVERBOTE

Wer zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der westlichen Welt Drogen kaufen wollte, ging in die Apotheke. Drogen, das waren allerhand obskure Wässerchen, Pillen, Pülverchen und Tinkturen, die Heilung oder Schmerzstillung versprachen, Schönheit oder ein langes Leben, frischere Lebensgeister oder Ruhe vor den inneren Dämonen. Was die Drogisten in den Drogerien da frei über die Theken verkauften, wussten sie oft selbst nicht so genau. Die Etiketten mussten nicht auf die Inhaltsstoffe verweisen. Verschreibungspflichten waren noch nicht erfunden, es gab keine einheitlichen Regelungen dazu, ob und wie ein Heilmittel getestet werden musste, und niemand interessierte sich dafür, wie viel die Käufer\*innen zu Hause von ihren frisch erworbenen Produkten löffelten. Zwischen Medikamenten und Drogen gab es keinen Unterschied. Bei Risiken und Nebenwirkungen hofften alle Beteiligten auf einen kompetenten Schutzengel.

Wer zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der westlichen Welt Drogen kaufen wollte, nahm (meist zähneknirschend) die Strafbarkeit in Kauf und machte sich auf den Weg zu seiner Dealerin. Heroin, Kokain, Crack, LSD, Cannabis, MDMA, Crystal, Speed, Magic Mushrooms – der Katalog der gängigen illegalen Drogen war Allgemeinwissen. Die Folgen von Drogenkonsum und die Methoden der Drogenmafia füllten die Plots der Kriminalgeschichten und Dokumentationen in Film und Fernsehen und

zementierten in den Köpfen der Zuschauer\*innen alte Bilder von Drogenelend und Mafia-Glamour. Wer sich beim Drogennehmen erwischen ließ, riskierte je nach Land, Droge, Warengewicht, Laune des diensthabenden Polizeibeamten und leider auch oft je nach ethnischer Zugehörigkeit: Verwarnung, Ordnungsgeld, Strafprozess, Bewährung, Gefängnis, Stigmatisierung, Verlust der Arbeitsstelle, gesellschaftliche Ausgrenzung. Dass Drogen verboten waren und verboten gehörten, war für die allermeisten Menschen in der westlichen Welt zu dieser Zeit so selbstverständlich, dass der Begriff »illegale Drogen« ihnen tautologisch vorkommen musste.

Es war eine behagliche Selbstverständlichkeit, mit der sich vor allem diejenigen in der Drogenprohibition eingerichtet hatten, die selbst keine Drogen nahmen. Kopfschüttelnd, naserümpfend und vielleicht mit der angenehmen Gänsehaut einer Geisterbahnbesucherin, ließen sie sich von den Nachmittags-talkshows die Horrorgeschichten der Junkies erzählen und erhoben sich über diejenigen, die es einfach nicht lassen konnten, ihr Leben mit Drogen zu ruinieren. Dann zuckten sie mit den Schultern, dachten: Selber schuld. Und nahmen noch einen Schluck von ihrem Feierabendbier, machten einen Schokoriegel auf oder gönnten sich noch eine kleine Zigarette vor dem Abendbrot.

Mit dieser Selbstverständlichkeit ist es seit einigen Jahren vorbei. In vielen Ländern der westlichen Welt gerieten um die Jahrtausendwende die ersten Drogenverbote langsam spürbar ins Wanken. 1994 begann die Schweiz, »Fixerstübli« einzurichten, in denen Heroinabhängige ihren Stoff unter ärztlicher Kontrolle vom Staat bekommen konnten. 2001 wurden in Portugal sämtliche Drogen entkriminalisiert – anstatt die Konsument\*innen und ihre Dealer\*innen zu verfolgen, hilft seither der portugiesische Staat denjenigen, die unter ihrer Drogenabhängigkeit leiden. Immer mehr Forscher\*innen beschäftigten sich in

den Folgejahren mit dem möglichen medizinischen Nutzen von Substanzen, die seit Jahrzehnten verboten gewesen und deshalb weitgehend unerforscht geblieben waren: Sie erprobten und erproben den Einsatz von psychedelischen Drogen wie LSD, MDMA oder Psilocybin («Magic Mushrooms») als Psychopharmaka. Sie fragten, ob Heroin nicht in der Palliativmedizin eingesetzt werden könnte. Und sie testeten Cannabis – das sich vor allem in der Schmerztherapie und bei der Bekämpfung von Übelkeit und Muskelkrämpfen als wertvoll erwies.

Doch dabei blieb es nicht. Besonders im Umgang mit der Hanfpflanze setzte ein grundsätzliches Umdenken ein. Nachdem die Niederlande schon seit den Siebzigerjahren den Verkauf von Cannabis in Coffeeshops erlaubt hatten, ohne dabei jedoch Anbau und Handel zu legalisieren, wurde der Umgang mit dieser illegalen Droge nun auch in vielen anderen Ländern deutlich liberaler. In den USA begannen einzelne Bundesstaaten zunächst, Weed zu entkriminalisieren, den Konsum also nicht mehr strafrechtlich zu verfolgen. Seit 2012 wurde das Kiffen dann in einigen Bundesstaaten vollständig legalisiert – auch als Freizeitbeschäftigung.

Zeitversetzt folgte die deutsche Drogenpolitik dem gleichen Muster: 1994 stellte die Bundesrepublik die Strafverfolgung beim Besitz von Cannabis ein, wenn es sich um eine »geringe Menge« für den Eigenbedarf handelte. Wie groß genau eine solche Menge sei, blieb dabei offen. So schuf die deutsche Rechtsprechung eine Grauzone, in der das Kiffen zwar nicht legal ist, aber vielfach unter dem Radar der Behörden bleibt und so weniger staatliche Kosten und weniger gebrochene Biografien produziert. Nach dieser selektiven Entkriminalisierung folgte ein erster Schritt in Richtung Legalisierung: Seit 2017 ist Cannabis in Deutschland als Medikament zugelassen. Im November 2021 verkündeten die Ampelparteien mit großer Geste ihre Legalisierungspläne – doch statt lizenzierter Fachgeschäfte kam

aufgrund von europarechtlichen Problemen dann nur eine Teillegalisierung. Seit dem 1. April 2024 dürfen Erwachsene in Deutschland bis zu 50 Gramm Gras besitzen, der Anbau von bis zu drei Pflanzen pro Person ist erlaubt und Vereine dürfen den Anbau für ihre Mitglieder übernehmen. Bei aller berechtigter Kritik: Die Ampelregierung hat in einer schwierigen rechtlichen Situation eine kreative Lösung gefunden. Gärtnerei und Vereine statt Handschellen und Abschreckung? Das ist ein kleiner (und so herzerreißend deutscher!) Schritt in eine bessere Richtung.

Kommt nun also der große Rausch? Werfen die liberaleren Gesellschaften ihre Drogengesetze über Bord und stürzen sich in den psychoaktiven Taumel? Es sieht nicht so aus. Während an manchen Stellen mehr oder weniger mutig umgedacht, geforscht und reformiert wird, sind die Horrormeldungen über Drogen keineswegs von den Bildschirmen verschwunden. Seit den frühen Nullerjahren werden in den USA zunehmend hochwirksame synthetische Opioide wie Oxycodon und Fentanyl missbraucht. Jährlich sterben dort seither Zehntausende an den Konsumfolgen, vor allem aber an Überdosierungen: Waren es im Jahr 2000 noch ungefähr 20 000 Tote jährlich, stieg die Zahl der Todesopfer in den Pandemie Jahren auf um die 100 000 an. 2024 ist sie nun gesunken, doch die politische Ratlosigkeit im Umgang mit diesem Problem bleibt groß.

So drastisch ist die Lage in Europa nicht. Auch hier betonen Fachleute immer wieder, dass fast überall in Europa so gut wie jede psychoaktive Substanz auf dem einen oder anderen Weg zu haben sei – so zum Beispiel die Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht. Auch hier drängen aufgrund der brutalen Unterdrückung des Opiumanbaus durch die Taliban synthetische Opioide auf die Schwarzmärkte. Auch hier steigt die Zahl der Menschen, die in Zusammenhang mit ihrem Drogenkonsum sterben, und das Leid der Betroffenen ist auch hier

furchtbar – doch von einer akut krisenhaften Situation wie in den USA ist Europa aktuell noch ein ganzes Stück weit entfernt.

Nicht nur manche Konsument\*innen – in den USA und überall auf der Welt – leiden jedoch an den Folgen des Drogenkonsums. Damit sie ihre Drogen nehmen können, müssen diese Drogen angebaut und weiterverarbeitet oder synthetisiert, dann geschmuggelt und zuletzt vertrieben werden. Entlang der Lieferketten richten sie verheerende Schäden an, die Unbeteiligten großes Leid zufügen und viele Menschenleben kosten.

Weil Drogen fast überall auf der Welt illegal sind und weil viele Drogen über nationale Grenzen hinweg verkauft werden, sind Drogenmärkte immer Teil der globalen Schattenwirtschaft. Zwar beteiligen sich an den illegalen Transaktionen im Untergrund immer auch kleinkriminelle Einzelunternehmer\*innen, doch die Kontrolle über diese Märkte liegt überwiegend in der Hand großer, brutaler verbrecherischer Organisationen. Das Geld und die Macht, die diese Organisationen mithilfe des Drogengeschäfts anhäufen, geben ihnen in manchen Weltgegenden ein Gewicht, mit dem selbst staatliche Institutionen kaum noch konkurrieren können. Mexiko, Afghanistan und Kolumbien sind nur die bekanntesten Beispiele für Länder, in denen es den Regierungen in den vergangenen Jahrzehnten teilweise kaum noch gelang, Kontrolle auszuüben und die eigenen Bürger\*innen vor der Gewalt der Drogenunternehmen zu schützen.

Dass die Menschheit keine Drogenprobleme mehr hätte, kann vor diesem Hintergrund nicht behauptet werden. Doch nachdem fast ein ganzes Jahrhundert lang Einigkeit darüber bestand, wie diese Probleme zu lösen wären, bröckelt nun der Konsens. Der *War on Drugs* ist gescheitert. Die Drogenbekämpfung mit den unterschiedlichsten Mitteln der Repression im In- und Ausland läuft zwar in den meisten Bereichen weiter, doch sie verliert mehr und mehr den politischen Rückhalt. Inzwischen haben sich die Bürgerschaften vieler westlicher Länder bereits

daran gewöhnt, dass drogenpolitische Liberalisierungsideen in den Parteiprogrammen auftauchen. Als die Ampel im Herbst 2021 ihre Cannabispläne schmiedete, kam halbherziger Widerspruch aus konservativen Ecken. Der Rest der Gesellschaft blieb zunächst überraschend unbeeindruckt. Kurz wirkte Cannabis wie eine Art Pausenclown im Weltuntergangsgeschehen: Viele wollten gern zwischendurch ein bisschen über Gras plaudern. Auf dem Höhepunkt dieser Phase fragte Tina Hassel den schmunzelnden Olaf Scholz im Sommerinterview: »Wann Buzatz legal?«

Mit der reflexhaften Dämonisierung des Kiffens schien es kurzzeitig vorbei zu sein. Doch dann schrumpfte das mutige Reformvorhaben der Ampel zu einem kreativen, aber eben auch etwas verbastelten Reförmchen zusammen – und der Backlash begann. Konservative stellten sich seit 2023 zunehmend genüsslich (und gern auch mal mit Bierkrug in der Hand) vor ihr Publikum und packten die alten Parolen des *War on Drugs* wieder aus. Im Wahlkampf versprachen sie, die Teillegalisierung im Fall eines Wahlerfolgs zurückzunehmen. Im Oktober 2025 nannte Innenminister Alexander Dobrindt das Cannabisgesetz ein „richtiges Scheißgesetz“. Ob es wirklich zurückgenommen wird, ist im Herbst 2025 noch unklar. Im Koalitionsvertrag steht, man wolle das Gesetz „ergebnisoffen evaluieren“. Erste Studien zeigen zwar, dass der Konsum durch die Teillegalisierung nicht beeinflusst worden ist, und dass der Intensivkonsum nicht mehr vom Schwarzmarkt getragen wird. Doch diese zarten Erfolge garantieren in Zeiten des allgemeinen konservativen Backlashes nicht, dass das Cannabisgesetz überleben wird.

Die Prohibition funktioniert nicht, Drogen machen weiterhin Probleme, und viele Menschen haben zu Recht große Angst vor Abhängigkeit und Drogenkriminalität. Die alte Drogenpolitik steckte definitiv in der Sackgasse. Die Cannabisreform sollte ein Schritt in eine neue Richtung werden, eine kleine Revolution,

doch sehr schnell verpuffte die Aufbruchsstimmung und ließ viele Menschen ratlos zurück. Was stimmt denn nun? Brauchen wir eine neue Drogenpolitik? Entkriminalisierung? Legalisierung? *Harm Reduction*? Drogenhilfe? Fachgeschäfte? Cannabisapotheken? Telemedizin? Hilft das Cannabisgesetz oder führt es zu mehr Konsum, mehr Sucht, mehr Leid? Die Zukunft der Drogenpolitik ist auch heute offen. Zunehmend handelt es sich um ein scharf umkämpftes Feld. Umso wichtiger ist es, mithilfe der Wissenschaft die tatsächliche Lage zu verstehen – und die Geschichte dieser Politik zu kennen.

Wer sich mit Drogenpolitik auseinandersetzen will, muss als Erstes verstehen, was Drogen überhaupt sind. Die Antwort darauf erschien noch am Anfang des Jahrhunderts so einfach: Drogen? Na, Heroin, Koks, Gras. Ecstasy, Speed, Acid, Crystal. Designerdrogen, Halluzinogene. Kennt man doch. Aber schon bei der Frage, welche *gemeinsame Eigenschaft* all diese Stoffe zu Drogen macht, wird es kompliziert. Deshalb lohnt es sich, den bunten Strauß an möglichen Kriterien einmal auseinanderzunehmen.

Drogen, das sind Stoffe, die das *Bewusstsein verändern* und in unsere Wahrnehmung eingreifen – könnte man meinen. Wäre das das Kriterium, gehörten LSD (»Acid«) und andere halluzinogene Drogen wie Meskalin, Psilocybin und Ayahuasca ganz oben auf die Liste, und auch Cannabis wäre eindeutig eine Droge. Bei Kokain und Heroin könnte man sich schon streiten, ob sie tatsächlich die Wahrnehmung verändern oder vielleicht eher die Stimmung, denn Wahrnehmungsverzerrungen oder gar Visionen, wie sie bei den psychedelischen Drogen vorkommen, sind beim Konsum dieser Stoffe nicht zu erwarten. Wer sie trotzdem als wahrnehmungsverändernd gelten lassen wollte, müsste sich als Nächstes fragen lassen: Was ist dann mit Alkohol? Nikotin? Zucker, Sport, Meditation, Sex? Was ist mit Kunst, Literatur, Bildung, Schwangerschaft oder Verliebtheit? Je nachdem, wie

eng man es sehen möchte, gibt es kaum Einflüsse und Erfahrungen, die nicht irgendeinen Effekt auf das menschliche Bewusstsein haben. Wo also die Grenze ziehen? Wer soll entscheiden, wie stark eine Wahrnehmungsveränderung sein darf, damit sie legal ist? Wie soll der Gesetzgeber damit umgehen, dass Drogen teilweise auf die einzelnen Konsument\*innen sehr unterschiedlich wirken – abhängig von den persönlichen körperlichen und seelischen Voraussetzungen, den Konsumumständen und den Erwartungen an den jeweiligen Trip? Wer entscheidet, was die »richtige«, »normale« und damit legale Wahrnehmung sein soll, an der die Illegalität einer Droge gemessen würde? Und warum soll es eigentlich schädlich sein, die Wahrnehmung zu verändern, wenn wir uns inzwischen doch immer einiger darüber werden, dass jede\*r Einzelne von uns eine ganz eigene Perspektive auf die Welt hat und sich deswegen unsere Wahrnehmungen zwangsläufig unterscheiden? Wo vor hundert Jahren noch eine Ordnung herrschte, in der eine »richtige« Wahrnehmung vorgeschrieben werden konnte, scheint sich die Bewusstseinsveränderung heute als gemeinsames Kriterium für Drogen nicht mehr zu eignen.

Nächster Versuch einer Definition: Drogen sind *Rauschmittel*. Es geht also darum, den Rausch zu verbieten. Rausch »bezeichnet einen emotionalen Zustand der Ekstase, der jemanden über seine normale Gefühlslage hinaushebt«, definieren Wikipedia und Duden. Es ginge dann also nicht um Wahrnehmung, sondern um Gefühle. Heroin, Kokain, Crack, Cannabis, Crystal: check. Sie alle beeinflussen die Stimmung und können euphorische Zustände hervorrufen. Bei den Psychedelika wird es schon schwieriger, denn auch ihr Konsum verändert zwar im Normalfall die Gefühlslage, aber eine emotionale Ekstase ist keineswegs garantiert. Unlogisch wird es dann wieder beim Alkohol, der bei diesem Kriterium verboten sein müsste. Und wieder gibt es eine lange Reihe von Aktivitäten, die ebenfalls Ekstase hervorrufen

und die (zum Glück) nicht verboten sind. Überhaupt wäre in diesem Fall die Frage: Was haben unsere Gesetzgeber\*innen gegen Ekstase? Sollte Rausch an sich verboten sein?

Dritter Versuch: Drogen, das sind gefährliche Substanzen. *Rauschgifte!* Sie sind gesundheitsschädlich, giftig. Deshalb sind sie verboten. Wenn das der Grund wäre, müssten allerdings wieder Alkohol und Nikotin ebenfalls verboten sein, denn sie töten jährlich weltweit ein paar Millionen Menschen – und kosten damit mehr Leben als alle illegalen Drogen zusammengenommen. Zu viel Fett und zu viel Zucker, Extremsport und extreme Faulheit, zu viel Arbeit, zu wenig Arbeit, Kinderkriegen, Klettern ohne Seil, Basejumping, Autofahren ohne Tempolimit – es gibt sehr viele Substanzen und Angewohnheiten, die ebenfalls nachgewiesenermaßen hohe Gesundheitsrisiken aufweisen und trotzdem erlaubt bleiben, denn in Deutschland ist die Verletzung und Gefährdung des eigenen Körpers nicht strafbar. Gleichzeitig gibt es einige Drogen, die im Körper deutlich weniger Schaden anrichten, als ihr Ruf das nahelegt. LSD und psilocybinhaltige Pilze zum Beispiel hinterlassen zwar psychische Spuren, aber so gut wie keine messbaren körperlichen Schäden, müssten also legal sein, wenn es nur um den Giftgehalt einer Substanz ginge. Und auch Heroin erzeugt zwar bei langfristigen Konsum eine Toleranzbildung, aber *giftig* ist es nicht. Wer unter kontrollierten Bedingungen reines Heroin konsumiert und die Toleranzbildung unter Kontrolle hält, kann mit diesem Hobby jahre- und jahrzehntelang leben, ohne die eigene Gesundheit zu beschädigen.

Folglich muss es dann wohl das *Abhängigkeitspotenzial* sein, das eine Droge definiert. Drogen sind »Suchtmittel«, oder? Wieder falsch. Wäre die Vermeidung von Abhängigkeiten das Ziel, müssten neben Heroin, Methamphetamin, Cannabis und Kokain auch Alkohol, Nikotin, Zucker, Glücksspiel, das Internet und das Smartphone verboten sein. LSD, Zauberpilze, Meskalin

und Ayahuasca hingegen müssten legalisiert werden, denn abhängig wird man davon normalerweise nicht.

Wenn es um die Regulierung von Drogen geht, spricht man in Deutschland vom »Betäubungsmittelgesetz«. Vielleicht liegt der Definition von Drogen also die betäubende Wirkung der Stoffe zugrunde? Auch das kann nicht sein, denn viele Drogen, die unter das Betäubungsmittelgesetz fallen, sind gar keine Betäubungsmittel. Weder die psychedelischen Drogen noch die Amphetamine betäuben das Nervensystem. Alkohol hingegen schon.

Je länger man auf diese Weise nach einer Gemeinsamkeit sucht, die auf alle illegalen Drogen zutreffen könnte, desto größer wird die Verwirrung. Das hat einen schlichten Grund: Es gibt kein einheitliches Kriterium, das Drogen von anderen Substanzen unterscheidet. Um es mit Marlene Mortler (CSU) zu sagen, die von 2014 bis 2019 Drogenbeauftragte der Bundesregierung war: »Cannabis ist illegal, weil es eine illegale Droge ist.«

Welche Substanzen als Drogen verboten werden und welche nicht, ist das Ergebnis von *Politik*, also das Ergebnis einer ganzen Reihe von politischen Entscheidungen. Viele dieser Entscheidungen wurden im Lauf des 20. Jahrhunderts getroffen, manche auch noch früher, und die meisten von ihnen wurden zuerst in Parlamenten und Amtsstuben jenseits des Atlantiks gefällt. Um sie zu verstehen, hilft kein Handbuch zu den pharmakologischen Eigenschaften der Drogen. Wer hier sucht, findet nur Widersprüche, denn das Expert\*innengremium, das systematisch auf wissenschaftlicher Grundlage Kriterien dafür aufgestellt hätte, welche Stoffe staatlich kontrolliert werden sollten, gab es nie. Eine Antwort auf die Frage, was Drogen sind und warum sie kriminalisiert wurden, findet sich deshalb nur mit einem Blick in die Geschichte der Drogenpolitik und in die Kontexte, in denen sich diese Politik entwickelte. Diese Kontexte entfalteten sich zuerst in den USA, und so ist die Geschichte der Drogen-

verbote in erster Linie eine amerikanische Geschichte, die jedoch voller globaler Bezüge steckt und irgendwann unter anderem auch zu einer deutschen Geschichte wird. Es ist diese Geschichte, die hier erzählt werden soll.

Im gegenwärtigen Moment der bröckelnden Gewissheiten lohnt sich ein solcher Blick in die Vergangenheit. Die Drogenpolitik steckt in der Sackgasse. Sie muss zurücksetzen, wenden und einen Ausweg suchen aus ihrer Misere, ohne dabei alte Fehler zu wiederholen. Dabei kann es sehr hilfreich sein zu wissen, warum die Entscheidungsträger\*innen der Vergangenheit falsch abgebogen sind, was sie zu wissen glaubten, wo sie sich irrten, wovor sie Angst hatten und was ihre Hoffnungen waren.

Besonders wichtig ist es dabei, zu verstehen, wie Drogen zu einem Problem wurden und worin genau dieses Problem aus der Perspektive der Zeitgenoss\*innen bestand. Denn das Drogenproblem ist eine (amerikanische) Erfindung. Es ist das Produkt einer langen, verwickelten Deutungsgeschichte und besteht aus einem ziemlich undurchsichtigen Bündel von Annahmen, Behauptungen, Ängsten, Schreckbildern und Klischees. Als solches ist es sehr eng an die Zeit gebunden, in der es entstand.

Die Umstände dieser Erfindung genauer zu untersuchen, macht »das Drogenproblem« zunächst einmal merkwürdig fremd. Fälschlich wird heute häufig angenommen, Drogen seien primär aus Gründen des Gesundheitsschutzes verboten. Im historischen Rückspiegel zeigt sich aber, dass die ersten Drogenverbote mit Gesundheit nur wenig zu tun hatten. Viele der Gründe, die es in der Vergangenheit ratsam erscheinen ließen, Drogen und ihren Konsum zu verbieten, haben in der Gegenwart fast keine Relevanz mehr. Sobald wir bereit sind, diese überholten Beweggründe historischer politischer Entscheidungen auszusortieren, wird der Blick frei für eine evidenzbasierte Analyse der Drogenprobleme der Gegenwart und damit wahrscheinlich auch für neue Lösungen.

Sollte es uns gelingen, in den kommenden Jahren in der Drogenpolitik neue Wege einzuschlagen, die die bisher bekannte Faktenlage möglichst nüchtern einbeziehen und uns damit aus der Sackgasse führen, dann gibt es eine Chance, dass wir sehr vielen Menschen eine Menge Leid ersparen können. Wer am Anfang des 23. Jahrhunderts Drogen kaufen will, wird dann vielleicht zurückschauen und staunen: darüber, wie lange die Menschen einst an einer Drogenpolitik festhielten, die nicht funktionierte und viel Schaden anrichtete. Und darüber, dass es ihnen im Lauf des 21. Jahrhunderts gelungen ist, besonders die schwächsten, randständigsten Mitglieder ihrer Gesellschaft von dieser Drogenpolitik zu befreien.

---

## VOM HEILMITTEL ZUM RAUSCHGIFT

Dichte Dichter: Wie die Romantik  
den Rausch neu entdeckte

Die Geschichte des Drogenproblems beginnt im Jahr 1804 in London. Ein Student aus Oxford liegt im Bett und schläft einen unruhigen Schlaf, bis er schließlich von heftigen Zahnschmerzen geweckt wird. Schlaftrunken setzt er sich auf und kommt auf die Idee, die Schmerzen seien eine Folge seiner Nachlässigkeit: Ein paar Tage lang hat er es versäumt, seinen Kopf mit kaltem Wasser zu waschen, wie es sonst seine tägliche Gewohnheit ist. Kurz entschlossen steht er auf, taucht den Kopf in die Waschsüssel, legt sich mit nassen Haaren zurück in die Kissen und schläft weiter.

Nun wundert er sich nach dieser wenig professionellen zahnärztlichen Behandlung nicht sehr, als er am nächsten Morgen mit entsetzlichen Kopfschmerzen erwacht. Doch auch drei Wochen später geht es ihm nicht besser, und so betritt er eines trüben, regnerischen Sonntags eine Apotheke in der Oxford Street und bestellt ein Fläschchen *Laudanum*: Eine Tinktur aus Opium, das in Alkohol gelöst ist und dem geplagten Patienten schnelle Linderung verspricht.

Der Student aus Oxford hieß Thomas De Quincey und war weder der erste noch der einzige Schmerzpatient, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf die Idee kam, seine Pein mit Opium zu lindern. Opium wird aus Schlafmohn hergestellt und wurde im Mittelmeerraum schon über 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung angebaut. Jahrtausendlang war es das wirksamste Schmerzmittel, das der Menschheit zur Verfügung stand. Doch De Quincey war der Erste, der über die Folgen des Opiumrausches einen Klassiker der romantischen Literatur schrieb. 1821, also vor etwas mehr als 200 Jahren, erschien seine autobiografische Schrift mit dem Titel *Bekenntnisse eines englischen Opiumessers*, in der er die Genüsse und leidvollen Nebenwirkungen seines jahrzehntelangen Opiumkonsums im plastischen Detail ausbreitete. Eindrücklich beschrieb er darin die Leiden seiner Opiumabhängigkeit, aber auch seinen ersten Opiumrausch und die Euphorie, die das Mittel immer wieder bei ihm auslöste:

*»Natürlich war ich mit der Kunst und den Mysterien des Opiumessens nicht vertraut, und was ich zu mir nahm, nahm ich also auf jede Gefahr hin. Doch ich nahm es, und nach einer Stunde, o Himmel, welch ein Umschwung, wie erhob sich mein innerster Geist aus seinen untersten Tiefen empor, welche Apokalypse der Welt in mir! Dass meine Schmerzen verschwanden, erschien mir jetzt ganz nebensächlich; diese negative Wirkung ging in der Unendlichkeit jener positiven Wirkungen unter, die sich mir in dem so plötzlich aufgetanen Abgrund der göttlichen Freuden erschlossen hatten. [...] Hier war das Geheimnis der Glückseligkeit, über das die Philosophen so vieler Jahrhunderte gestritten hatten, auf einmal enthüllt. Nun konnte man für einen Penny die Glückseligkeit kaufen und in der Westentasche bei sich tragen. Verzückungen waren transportabel geworden und ließen sich in kleinen Flaschen verkorken, und Seelenfrieden konnte die Post nun in ganzen Gallonen verschicken.«<sup>1</sup>*

Wer die Wirkung von Opium noch nicht am eigenen Leib erlebt hatte, wurde durch solch eindrückliche Beschreibungen vielleicht neugierig gemacht. De Quincey war dabei zwar der Erste, der seinen Opiumkonsum öffentlich behandelte und damit nebenbei den literarischen Durchbruch schaffte, doch er blieb nicht der Einzige: Samuel Coleridge, Percy Shelley, John Keats, George Byron, August Wilhelm Schlegel, Novalis, E.T.A. Hoffmann, Charles Baudelaire, Edgar Allan Poe – die Liste der nachweislich opiumaffinen Literaten liest sich wie ein *Who's Who* der Romantik. Nur wenige gingen dabei in ihren Beschreibungen so sehr ins Detail wie De Quincey, doch vielleicht waren die geheimnisvollen Andeutungen seiner Kollegen fast noch verlockender als dessen explizite Bekenntnisse. In seinem Band *Blumen des Bösen* veröffentlichte zum Beispiel Charles Baudelaire 1857 ein Gedicht mit dem Titel »Das Gift«:

*»Das Opium vermehrt, was ohne alle Schranken,  
Dehnt die Unendlichkeit,  
Höhlt der Genüsse Rausch, vertieft den Strom der Zeit,  
Mit finstrier Lust und Nachtgedanken  
Füllt und erschöpft es schier der Seele Faßbarkeit.«<sup>2</sup>*

Dass gerade die romantischen Dichter sich für den Rausch zu interessieren begannen, ist an sich nicht überraschend. In Abgrenzung zu den ehrgeizigen Zielen und der betont nüchternen Ästhetik der Aufklärung machten sie das Irrationale und Unergründliche zum Gegenstand ihrer Kunst. In ihren Bildern und Texten geht es um Traum und Dunkelheit, Geheimnisvolles und Unheimliches, um Übersinnliches und um den Tod. Stoffe, die derart intensive Empfindungen hervorrufen konnten wie Opium, machten für diese Künstler greifbar, dass Wahrheit und Wirklichkeit vielleicht weniger unumstößlich sein könnten, als es die Denker der Aufklärung behauptet hatten. Die drogenunterstützte

Suche nach einer romantischen Wahrheit der tiefen Empfindungen war deshalb für viele Romantiker faszinierend – ebenso wie für ihre Leserschaft.

Baudelaire beließ es nicht beim Opium. Mit einigen anderen französischen Künstlern und Intellektuellen wie Alexandre Dumas, Honoré de Balzac, Victor Hugo und Théophile Gautier traf er sich im Paris der 1840er-Jahre regelmäßig mit einem neugierigen Arzt, der die Wirkung von Haschisch erproben wollte. Mit ritueller Ernsthaftigkeit kratzten die versammelten Gäste des *Club des Hachichins* in einem heruntergekommenen Pariser Stadtpalais teelöffelweise Haschischmarmelade von ihren Untertassen und nahmen hinterher gesalzenen Kaffee zu sich, um die Verteilung der Wirkstoffe im Körper zu beschleunigen.

In seiner Abhandlung über die so bereisten »künstlichen Paradiese« (*Les paradis artificiels*) beschrieb Baudelaire die Wirkung von Haschisch im Detail: Es steigere Traum und Wirklichkeit, stärke auch das Genie, nehme dem Reisenden während des Drogenabenteuers aber die Kraft, mit diesem Genie irgendetwas anzufangen. Zuerst be falle einen »eine gewisse, lächerliche, unbezwingbare Heiterkeit«, später werde »der Faden, der deine Einfälle verbindet, so dünn, dass nur deine Genossen dich verstehen können«. Danach erschienen die »Hände wie aus Butter«, aber es entwickle sich eine »neue Feinfühligkeit, eine Überschärfung aller Sinne.« In manchen Fällen, so berichtet der Dichter, schwinde sogar das Persönlichkeitsbewusstsein, der Reisende vergesse seine eigene Existenz und gehe ganz in der Betrachtung der äußeren Dinge auf. Auf den Höhepunkt des Rausches, den Baudelaire als halluzinatorische Heimsuchung schildert, folgt in seiner Beschreibung dann eine tröstliche Phase, in der »ruhige unbewegliche Glückseligkeit« sich breitmacht.<sup>3</sup>

Wie De Quincey beließ auch Baudelaire es nicht bei den träumerischen Lobeshymnen. Auch er versah die Berichte über seine Drogenerfahrungen mit der eindringlichen Warnung, welche

»moralische Zerstörung« der Konsum mit sich bringe. Ob diese Warnungen die Leser\*innen abschreckten oder ob sie noch zur morbiden Faszination für die gefährlichen Gelüste des Rausches beitrugen, kann nur vermutet werden.

Den eloquenten Beschreibungen der dichten Dichter war es jedenfalls zu verdanken, dass seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts plötzlich öffentlich darüber gesprochen und geschrieben wurde, was viele Patient\*innen im Geheimen schon lange wussten: Es gab Medizin, die nicht nur heilte, sondern auch Spaß machte und deren langfristiger Konsum möglicherweise gewisse Gefahren mit sich brachte. Drogen waren damit nicht mehr nur Heilmittel, sie konnten auch Rauschgifte sein. Drogenkonsum war unter diesem Titel zum ersten Mal zur Freizeitbeschäftigung geworden.

Heroin, Coca-Cola, Aspirin:

Die wilde Suche nach neuen Wirkstoffen

Im Jahr 1804, als Thomas De Quincey gerade in London seine ersten Erfahrungen mit Opium machte, forschte in Paderborn ein junger Mann namens Friedrich Wilhelm Sertürner auf seine eigene Weise an ebendiesem Stoff. Er war 21 Jahre alt, hatte gerade erst sein pharmazeutisches Examen abgelegt und arbeitete als Apothekergehilfe. Nach einer Reihe von Experimenten gelang es ihm 1805, aus dem getrockneten Saft der unreifen Schlafmohnkapsel denjenigen Wirkstoff zu isolieren, der für die psychoaktive und sedierende Wirkung von Opium verantwortlich ist. Nach dem griechischen Gott der Träume und des Schlafes nannte er seine Entdeckung »Morphium«.

Morphium erwies sich wie erhofft als überaus wirksames Schmerzmittel, dessen oraler Konsum jedoch ungünstigerweise häufig Brechreiz hervorrief. Erst in den 1850er-Jahren setzte

sich Morphinum dann in der Breite als Arzneimittel durch, nachdem 1843 ein Instrument erfunden worden war, das dessen genaue Dosierung erleichterte, den Brechreiz vermied und das dessen Wirkung außerdem noch um einiges verstärkte: die Injektionsspritze. Pünktlich zum Ausbruch des Amerikanischen Bürgerkrieges im Jahr 1861 stand mit der Morphinumspritze ein Mittel zur Schmerzbehandlung zur Verfügung, das die grausamen körperlichen Leiden etwas lindern konnte, die durch diesen verlustreichsten aller amerikanischen Kriege hervorgerufen wurden. Für die Verletzten war das ein Segen, doch viele von ihnen kamen nicht nur traumatisiert aus dem Krieg zurück, sondern blieben auch an der Morphinumnadel hängen.

Nicht nur die Bürgerkriegsveteranen gewöhnten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allzu sehr an die euphorisierende und beruhigende Wirkung des Opiumwirkstoffs. Auch unter wohlhabenden Damen mittleren Alters sprach sich herum, dass mithilfe von Morphinum die Härte und Langeweile des Lebens leichter zu ertragen seien. Neben die Puderdosen und Parfümflakons legten die Damen nun ihr Spritzbesteck auf die biedermeierlichen Kommoden und ließen sich von ihren Hausärzten Nachschub verschreiben, wenn sie merkten, dass sie nach einer Weile regelmäßigen Konsums ohne ihr Morphinum nur noch schwer durch die Tage kamen.

Schon bald nach der Isolation des Morphiums gelang die nächste pharmazeutische Entdeckung. In einem Labor in Göttingen isolierte der 24-jährige Chemiker Albert Niemann im Jahr 1860 das aktive Alkaloid der Kokapflanze und nannte es »Kokain«. Zunächst wurde dieser neue Wirkstoff jedoch kaum beachtet. Einige wenige Experimentierfreudige probierten es schon bald in Form eines kokainhaltigen korsischen Weincocktails namens *Vin Mariani*, dessen Existenz belegt, wie sehr die Sphären von Medizin und Freizeitkonsum zu dieser Zeit miteinander zu verschwimmen begannen.

Doch der Durchbruch von Kokain kam erst in den 1880er-Jahren. Nun war Kokain plötzlich der neueste Schrei, und es zeigte sich, dass es gegen vieles half: Bei Zahn- und Augenoperationen wurde es als Lokalanästhetikum eingesetzt, aber auch als Nasenspray gegen Heuschnupfen wirkte es Wunder. 1884 empfahl es ein aufstrebender Wiener Arzt namens Sigmund Freud in einem Aufsatz mit dem Titel »Über Coca«: Die Wirkung des Mittels bestehe in einer »Aufheiterung und anhaltenden Euphorie«, in einer »Zunahme der Selbstbeherrschung«, man fühle sich »lebenskräftiger und arbeitsfähiger«, während die unangenehmen Nebenwirkungen von Alkohol, Kaffee oder Tee beim Kokainkonsum auf angenehme Weise ausblieben. Außerdem könne man unter Kokaineinfluss essen, müsse es aber nicht, gleichfalls könne man schlafen, aber auch lange ohne Schlaf prima auskommen. Aufgrund seiner psychoaktiven Wirkung empfahl Freud den Einsatz von Kokain als Stimulanzmittel in Situationen von besonderer Anstrengung, zum Beispiel »im Kriege, auf Reisen, Bergbesteigungen, Expeditionen u. dgl.«, in Situationen also, in denen bisher häufig Alkohol eingesetzt werde, obwohl Coca kräftiger und unschädlicher sei.<sup>4</sup>

Während Freud vor allem über die Potenziale von Kokain als Psychopharmakon und Dopingmittel nachdachte, war ein Apotheker in Atlanta, Georgia, eher daran interessiert, Kapital aus Albert Niemanns Entdeckung zu schlagen. Er hieß John Stith Pemberton und verdiente sein Geld – wie übrigens einige seiner Zeitgenoss\*innen – mit der Erfindung und Vermarktung neuartiger Heilmittel. In den 1880er-Jahren entwickelte er im Rahmen seiner kreativen Panschereien ein Getränk, das Wein, Kokain und Kolanuss enthielt und dem korsischen Cousin *Vin Mariani* verdächtig ähnlich war. Angeblich war es gut für Hirn und Körper, machte wach und half gegen Kopfschmerzen und Depressionen. Stolz verkündete ein Werbeposter, *Pemberton's*

*French Wine Coca* sei ein »großartiges und sicheres Mittel gegen alle nervösen Störungen«.

Schon wenige Monate nach der Erfindung von *Pemberton's French Wine Coca* wurde allerdings in Atlanta versuchsweise die Alkoholprohibition eingeführt. Pemberton ließ sich nicht entmutigen, strich den Alkohol aus dem Rezept, fügte Sodawasser hinzu und begann, seine Erfindung als Temperenz-Getränk zu vermarkten: Es mache fit und helfe, die Finger vom Schnaps zu lassen. Übrig blieb ein Gebräu mit dem Namen *Coca-Cola*. Die neue belebende Brause wurde ein deutlich größerer Hit als ihre alkoholhaltigen Vorgängerinnen – allerdings erst in den 1890er-Jahren, als Pemberton bereits als Morphinist an Magenkrebs gestorben war. So wurde der Erfinder nicht reich daran, dass die *Coca-Cola Company* nun ihren Siegeszug antrat. Spätestens mit Beginn der Alkoholprohibition war dieser nicht mehr zu stoppen. Im Lauf des 20. Jahrhunderts entwickelte sich das in Sodawasser gelöste Coca-Medikament zu einem der erfolgreichsten Konsumprodukte in der Geschichte Amerikas.

Allerdings wurde 1903 das Rezept erneut geändert: Statt Kokain enthielt es fortan nur noch das Koffein der Kolanuss und einen Extrakt aus entkokainisierten Kokablättern, der vermutlich bis heute auf dem streng geheimen Rezept steht. Das Koka verschwand aus der Cola, weil nach dem großen Kokarausch der 1880er- die US-amerikanische Gesellschaft in den 1890er-Jahren von einem kollektiven Kater heimgesucht worden war. Der Hype um Kokain wurde nun als »Kokainepidemie« umgedeutet. Die Zahl der Menschen, die regelmäßig kokainhaltige Produkte konsumierten, stieg wellenartig an. 1902 schätzten Experten, dass 200 000 Amerikaner\*innen kokainsüchtig seien. Immer häufiger traten nun Überdosierungen auf, und so stieg auch die Zahl der Todesopfer. Um die Jahrhundertwende erreichte die Kokainwelle ihren Höhepunkt: 1906 konsumierten die 90 Millionen

US-Amerikaner\*innen Schätzungen zufolge elf Tonnen Kokain pro Jahr.

Im Vergleich mit den Zahlen von heute sind elf Tonnen Kokain nicht besonders beeindruckend – so wurden 2020 in Deutschland allein elf Tonnen Kokain *beschlagnahmt*, was darauf schließen lässt, dass deutlich größere Mengen der Droge im Umlauf sind, und darauf, dass sich die Experten um die Jahrhundertwende möglicherweise verschätzt haben. Die US-amerikanischen Konsumzahlen von 1902 sind nämlich – falls sie denn realistisch sein sollten – durchaus mit der aktuellen Situation in Deutschland vergleichbar. Hier konsumierten laut Epidemiologischem Suchtsurvey im Jahr 2021 etwas mehr als 800 000 Personen Kokain, wobei 205 000 von ihnen mit problematischem Konsum zu kämpfen hatten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verbreitete sich angesichts der steigenden Konsumzahlen in den USA zum ersten Mal Angst vor Kokain. Immer häufiger tauchten nun Berichte über Abhängigkeiten und Überdosierungen auf – pathologische Phänomene, die seit der Rückkehr der morphiumpabhängigen Bürgerkriegssoldaten zwar langsam in den Fokus der Wissenschaft gerieten, dabei aber noch kaum erforscht oder erklärt waren und den Ruf des einstigen »Wundermittels« Kokain stark beschädigten.

Vor allem aber wurde Kokain nun immer häufiger für Gewalt und Kriminalität verantwortlich gemacht. In den von systematischem Rassismus geprägten Südstaaten der USA gerieten vor allem männliche Afroamerikaner in den Verdacht, durch Kokain zu gewalttätigen Monstern zu werden. Eine erste kollektive Drogenpanik trieb absurde Blüten, die darin gipfelten, dass 1914 die *New York Times* behauptete, Kokainkonsum mache immun gegen Schusswaffen. Allen Ernstes wurde berichtet, die Polizei habe sich in den Südstaaten bereits Waffen mit größerem Kaliber angeschafft, um weiter

gegen kokainisierte afroamerikanische Kriminelle vorgehen zu können.

Kaum war die Karriere des Kokains als Allheilmittel vorbei, erschien die nächste Wunderdroge auf dem Markt. 1893 entdeckte Heinrich Dreser von der Firma Bayer zufällig einen wissenschaftlichen Artikel aus dem Jahr 1874. Dessen Verfasser C.R. Alder Wright hatte mit Morphin experimentiert und dabei einen Stoff namens Diacetylmorphin hergestellt. Allerdings hielt er den Stoff für giftig, der Legende nach hatte sein Hund den versuchsweisen Konsum des Mittels fast nicht überlebt. Dreser ließ sich davon jedoch nicht abschrecken und beauftragte seinen jungen Kollegen Felix Hoffmann mit der Rekonstruktion des Experiments. Der 25-jährige Pharmazeut und Chemiker machte sich im Bayer-Werk in Wuppertal-Elberfeld an die Arbeit. Drei Jahre später ließ Bayer sich die Formel von Diacetylmorphin als Schmerz- und Hustenmedikament patentieren, füllte es in Glasfläschchen und nannte das Produkt »Heroin«. Wer den neuen Hustensaft zu sich nahm, hatte kurz darauf vermutlich seine Erkältung vergessen – die neue Arznei wurde ein Kassenschlager.

Um einiges wirksamer und euphorisierender als Morphin löste Heroin schon bald den älteren, aber schwächeren Verwandten aus der Familie der Opiate ab. Wieder stiegen in den USA die Konsumzahlen, und wenige Jahre später schätzten Experten die Zahl der süchtigen Amerikaner\*innen auf über 300 000. Daraufhin wurden kritische Stimmen laut, Ärzte hörten auf, Heroin als Hustenmedikament zu empfehlen, doch sowohl Patient\*innen als auch Neugierige konsumierten die Substanz weiter – ob nun aufgrund ihrer hustenstillenden oder aufgrund ihrer euphorisierenden und angstlösenden Wirkung. Spätestens jetzt hatte sich ein Muster etabliert, das sich im 20. Jahrhundert noch mehrfach wiederholen sollte: Eine neue psychoaktive Substanz wird entdeckt und als Wundermittel gepriesen, dann verbreitet sie

sich, erste ungewollte Nebenwirkungen wie Sucht und Überdosierung treten auf, und es folgt die medienverstärkte Panik. Die US-amerikanischen Historiker David Courtwright und David Musto beschreiben in ihrer Forschung dieses Muster und belegen dessen regelmäßige Wiederkehr.

In einer Gegenwart, in der die Entwicklung neuer Arzneimittel streng reguliert ist, wirkt es wie ein fahrlässiges Experiment an den Leibern Tausender nichtsahnender menschlicher Versuchskaninchen, dass die Wirkung neuer Medikamente wie Morphinum, Kokain und Heroin nicht vor der Vermarktung sorgfältig getestet wurde. Doch dass es heute Gesetze gibt, die die Testung, Etikettierung und Qualitätskontrollen von Medikamenten regeln, ist ein Ergebnis der Erfahrungen, die im 19. Jahrhundert mit den ungewollten Folgen der neuen Entdeckungen gemacht wurden.

Das 19. Jahrhundert war das Jahrhundert der Erfindungen. Alle paar Wochen gelang in dieser Zeit irgendwo jemandem ein Durchbruch, der das Leben von Millionen Menschen in den kommenden Jahren mehr oder weniger tiefgreifend verändern sollte. Erfunden wurden in dieser Zeit in rasendem Rhythmus unter anderem die Dampfmaschine und der Kühlschrank, die Glühbirne und das Plastik, aber auch Dynamit, die Zündkerze, das Auto, die Konservendose, der Zement, das vulkanisierte Gummi, der Blitzableiter, das Telefon und der Röntgenapparat. Diese und viele weitere Erfindungen verwandelten den Alltag der Menschen besonders im Westen in einem Tempo, bei dem es kaum möglich war, auf dem Laufenden zu bleiben. Das galt auch für die Pharmaindustrie. Dass so schnell so viel Neues erfunden und entdeckt wurde, war beispiellos, und die Gesellschaften, über die die Moderne in Gestalt all dieser Umwälzungen förmlich hereinbrach, hatten noch keine Regeln entwickelt, um sich vor möglichen Gefahren zu schützen, die mit diesen Neuheiten einhergehen konnten.